

# Vom Ferienproblem

Autor(en): **Imboden-Kaiser**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1958)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948676>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

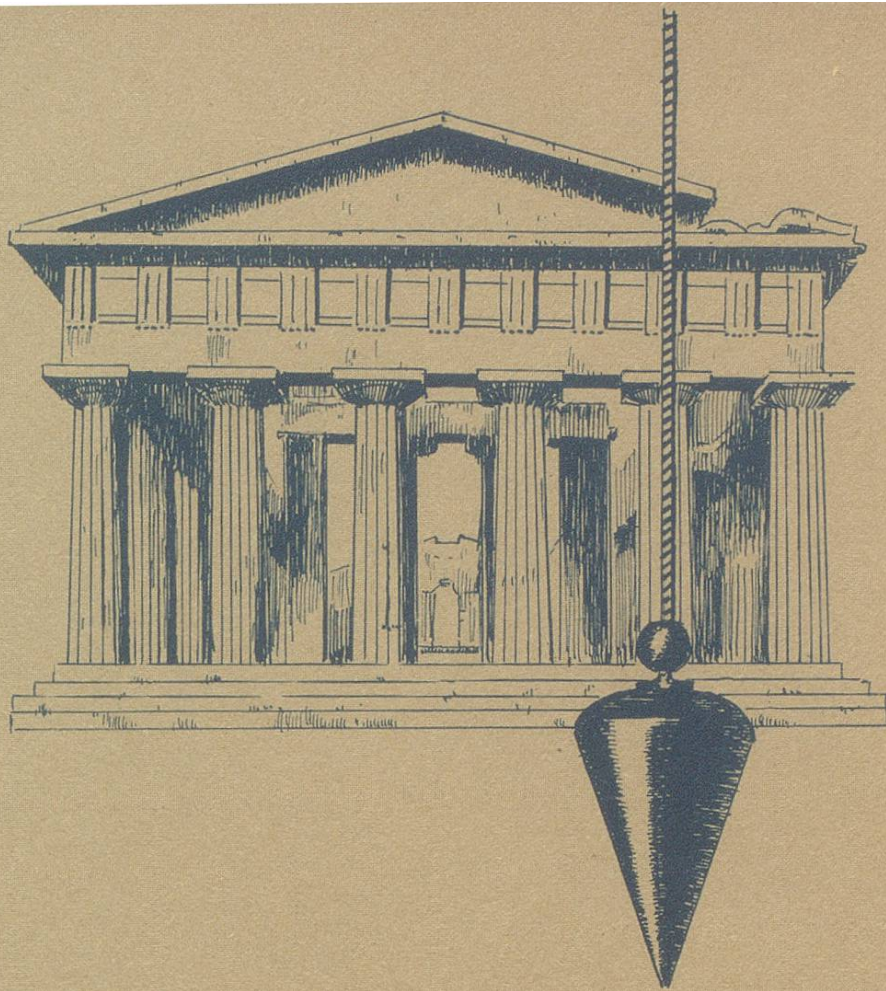
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausschnitt aus einem Buchmanuskript  
«Aus Lebenserfahrung und Erinnerungen»

Meine Arztpraxis, die ich am 3. Juli 1907, am dreißigsten Geburtstag, in St.Gallen eröffnete, ließ mich bald die unlogische Tatsache erkennen, daß unsere hochentwickelte Schweizer Hotellerie damals ausschließlich den wohlhabenden Frauen diene, die, meist ohne berufliche Tätigkeit und Erwerbszwang, sich seltener überanstrengen mußten. Für das einfache, arbeitende Volk stand erst das Erholungsheim Fluntern in Zürich zur Verfügung mit der bescheidenen Verpflegungstaxe von 1 Fr. 50 im Tag. So reifte mein Plan: «Wir brauchen für die Industriestadt St.Gallen ein Ferien- und Erholungsheim für Arbeiterinnen.»

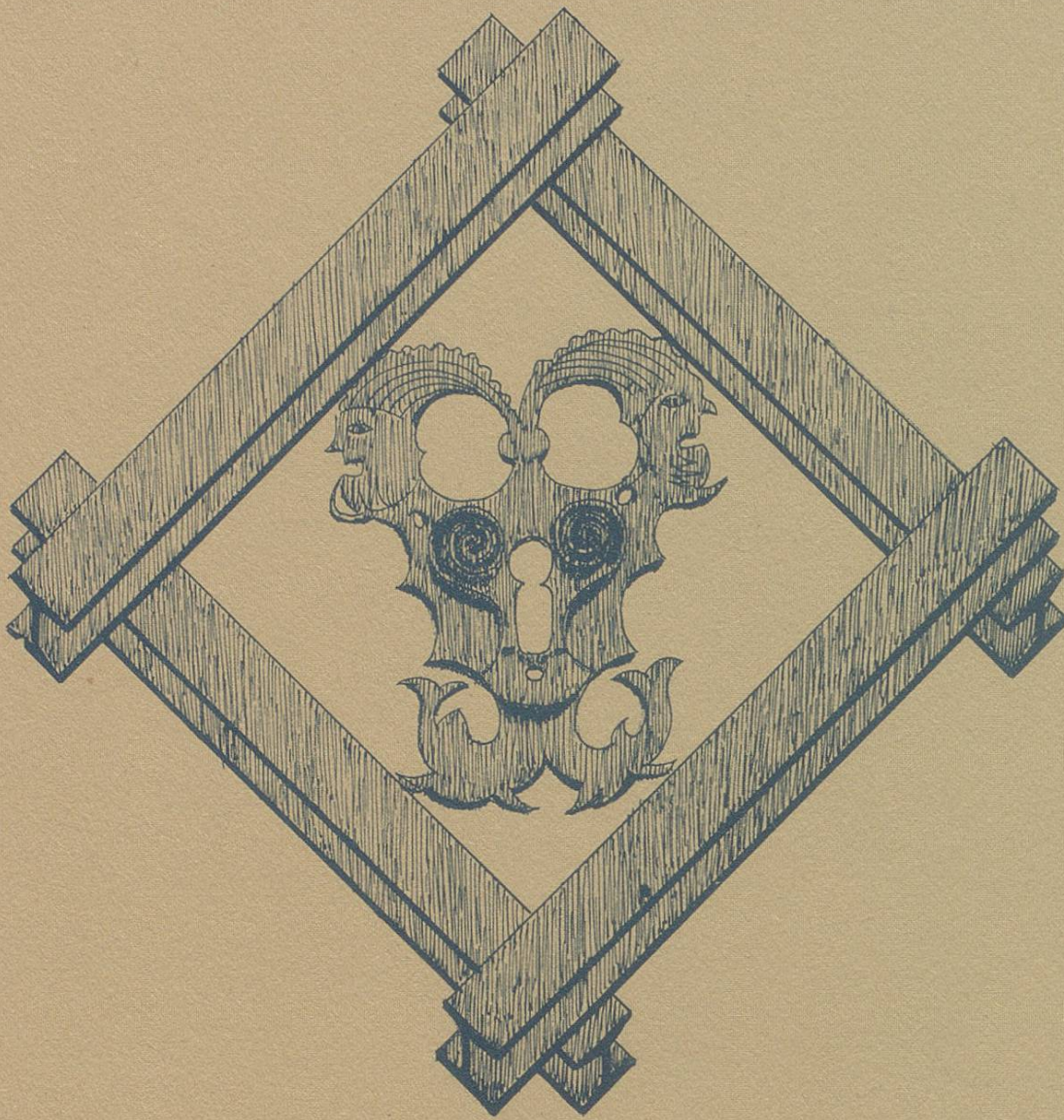
Nun besuchte mich ganz unerwartet im Jahre 1910 eine Studienkameradin aus der Berner Zeit, Frau Dr. med. Edda Frösch-Tropp. Sie war gebürtige Russin aus Baku und hatte den Schweizer Arzt Dr. Frösch aus Zofingen geheiratet. Gemeinsam arbeiteten sie in dem alten, herrschaftlichen Arztsitze «Auboden», im Neckertale, zwischen Brunnadern und St.Peterzell gelegen. Ich erzählte von meinen Plänen, und schon tags darauf kam ein Brief: Wir sind geneigt, Dir unser schönes Gut samt 16 Jucharten Land mit Wald und zwei Scheunen zu billigem Preise zu verkaufen.



**Die schönen Formen der klassischen Bauzeit werden heute noch bewundert. Wie lange sich die technischen Errungenschaften unserer modernen Bauweise bewähren, hängt allein von der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Fachleute ab.**

**Kurt Bendel**

**Baugeschäft, St.Gallen, Rorschacher Straße 67**



**Das Vertrauen in unsere neuzeitlichen Metallkonstruktionen begründet den Ruf unserer Firma ebenso sehr wie die Arbeiten unseres altherwürdigen Handwerks der Kunstschlosserei.**

**Paul Tobler & Co., Stahl- und Metallbau**

**Büro und Hauptwerkstätte: Winkeln**

**Werkstätte: Wassergasse 22a**

Gleichzeitig spielte aber noch ein anderer Plan. Einer meiner Patientinnen aus dem Toggenburg war der sehnliche Wunsch nach Kindersegen während zehn langen, abwechselnd mit Hoffnung und Enttäuschung erfüllten Ehejahren, unerfüllt geblieben. Jetzt saß sie wieder einmal traurig und mutlos in meinem Sprechzimmer. Ich riet ihr, einen prächtigen Buben aus dem Säuglingsheim zu adoptieren, für den ich eben Eltern suchen mußte. Nach kurzer «Besichtigung» sofort entschlossen, ging sie eine Kindssteuer kaufen. Nach zwei Tagen mußte ich der Protestantin aber eröffnen, das Kind sei katholisch getauft, brauche also katholische Eltern. Übrigens hätte ich für sie Ersatz, ein armes, verlassenes Geschöpfchen, das mir sozusagen von der Mutter, die ohne Adresse ins Ausland reiste, zur freien Verfügung geschenkt worden sei. Leider sei es aber häßlich und von schwacher Konstitution. Nach einem Augenschein lehnte die Frau das Kind entschieden ab, kam aber schon nach wenigen Tagen zurück. Tapfer, getrost und freudig packte sie das Bündelchen Elend zusammen und lud mich gleich ein zur Taufe in 14 Tagen. Wieviel Glück und Sonnenschein schenkte das verlassene Kind seinen Pflegeeltern. Aber die angeborenen Gesundheitsschäden ließen sich trotz bester Pflege nicht überwinden. Nach einigen Monaten meldete mir die aufopfernde Pfarrfrau voller Trauer den Hinschied ihres Lieblings, gleichzeitig mit der frohen Botschaft «gesegneter Umstände». Nacheinander bevölkerte sich dann das geräumige Pfarrhaus mit einem fröhlichen Trio stämmiger, kerngesunder Nachkommen. So führten mich Ende März 1910 zwei ganz verschiedene Aufgaben ins Toggenburg. Wie ich an der Haltestelle «Auboden» der Postkutsche entstieg, die damals Waldstatt mit Brunnadern verband – die Bodensee-Toggenburg-Bahn war erst im Bau begriffen –, da überkam mich beim Anblick des prächtigen, herrschaftlichen Barockhauses ein seltenes Glücksgefühl. In meinen kühnsten Träumen hatte ich mir das Ferienhaus nie so schön vorgestellt. Im Osten der freie Blick auf den Säntis, im Westen die Wasserfluh

und dazwischen abwechslungsreiches Hügelgelände mit dunkeln Waldpartien, nahe dem Ufer des ruhig dahinfließenden Neckers.

Jetzt die Finanzen: Nach meinem Gefühl sollte ein Ferienheim für Arbeiterinnen nicht auf dem Fundament der «Wohltätigkeit» aufgebaut werden. Ich plante, die Arbeitgeber, die großen Stickereifirmen, zur Mithilfe zu begrüßen, mit ihnen jährliche Subventionen zu vereinbaren und als Gegenleistung deren Personal zu 1 Fr. 50 im Tag aufzunehmen. Und für Ankauf und Einrichtung wollte ich bei wohlhabenden St.Galler Frauen die nötigen Gelder sozusagen als normal verzinsliches Obligationenkapital aufnehmen. Dabei hegte ich im stillen die Hoffnung, daß diese Obligationen später durch Schenkung größtenteils getilgt würden. Und darin habe ich mich auch nicht getäuscht.

Mit diesen Plänen ganz ausgefüllt, überraschte mich nun auf der Straße das alte Fräulein Bänziger, Mitglied des Vereins der Freundinnen junger Mädchen: «Unsere Präsidentin, Frau Diethelm-Grob, hat sich auch schon mit dem Gedanken eines Ferienheims für einfache Frauen aus dem Volke befaßt! Könnten wir nicht zusammenspannen?» Mit Frau Diethelm besuchte ich alsbald die größeren Stickereihäuser und erlebte, daß die leitenden Herren einerseits sofort bereit waren, für ihr Personal Ferienpläne aufzustellen, andererseits uns jährlich Subventionen von 500 bis 1000 Fr. auszurichten.

Und jetzt fiel auch die wichtigste Persönlichkeit, die Hausmutter, sozusagen vom Himmel herab. In Kürze vermittelte ich die Lebensgeschichte meiner lieben Freundin, Frau Richner-Fröhlich.

Meine asthmatische Lunge zwang mich als Berner Studentin, sogar über das Wochenende öfters zur Flucht in die rettende Höhe von Adelboden. Wie ich einmal in Frutigen, vor der Erstellung der Lötschbergbahn, mich umsah nach einem billigen «Retourkütschli», begegnete ich Mina Richner-Fröhlich, die mit gleichem Reiseziel mit mir in der selben Pension landete. Als Tochter eines Zürcher Pfarrers

hatte sie sich früh verehelicht mit dem Förster Richner, bei dem sich schon auf der Hochzeitsreise die ersten Anzeichen einer unheilbaren Gehirngeschwulst bemerkbar machten. Als junge Witwe fand sie dann in Erwartung ihres dritten Kindes wieder Aufnahme im elterlichen Pfarrhaus, wo sie aber nach wenigen Jahren innert zehn Tagen sämtliche Kinder an Scharlach verlieren mußte. Die Notwendigkeit, ihren Unterhalt zu verdienen, führte sie jetzt nach Mailand, wo sie einige Jahre einem schweizerischen Mädchenheim vorstand. Dann berief sie ein junger Arzt, Sohn einer Freundin, als Leiterin seines Haushaltes nach Brugg. Wie dieser später heiraten wollte, genau zur Zeit der Auboden-gründung, erreichte mich ihr Brief: «Wieder droht mir die Heimatlosigkeit.» Aber prompt meldete ihr meine Antwort: «Nein, ich brauche Dich dringend als Hausmutter eines neuen Ferienheims für Arbeiterinnen.»

Die reich begabte, gemütvolle, dem wahren, lebendigen Christentum der Tat innig verbundene Mina Richner erfüllte unser Haus mit dem richtigen Geist der dienenden Liebe und der praktischen Umsicht. Mit den Pfarrämtern beider Konfessionen von St. Peterzell pflegte sie freundschaftliche Beziehungen, und mir war es immer eine Freude und Erholung, jeden zweiten Sonntag die Aubodenmutter zu besuchen. Trotz schweren Schicksalsschlägen verfügte sie über einen herrlichen Humor. So pflegte sie zu sagen: «Gelegentlich fällt man zwischen Stuhl und Bank auch auf ein Kanapee», und wenn sie beim Essen zum Zugreifen aufmunterte: «Gäll, du tust wie zu Hause oder noch ärger.»

Nach einigen Jahren veranlaßten gesundheitliche Störungen leider ihren Rücktritt, aber wir hatten das Glück, mit ihren Nachfolgerinnen, Frl. Roderer, und der heutigen Leiterin, Frl. Freitag, wieder tüchtige, aufopfernde Hausmütter zu finden.

Wie ich seinerzeit mit der selbstlosen, immer einsatzbereiten Auboden-Kommission, unter Frau Diethelm-Grob als Präsidentin, das Haus bis in alle Einzelheiten sorglich aus-

gerüstet hatte, da blieb mir nur eine Sorge: die niedrige Feuerversicherung. Umsonst wandte ich mich an die sanktgallische Regierung um eine «Zusatzversicherung». Es blieb nur übrig, mit Wasserleitungen bis unter das Dach hinauf und einer teuern Schlauchanlage uns gegen Brandgefahr einigermaßen zu wappnen. Und dennoch ereilte uns das Schicksal. Am Vorabend des letzten Augustsonntags im Jahre 1918. Schrill weckte mich am Sonntagmorgen das Telefon. Ein Mitglied unserer Verwaltungskommission, meine Freundin Meta Schuster, übermittelte die Hiobsbotschaft: Der Auboden ist in der Nacht bis auf die Grundmauern abgebrannt. Gott sei Dank ohne Menschenopfer. Gemeinsam mit der Präsidentin, Frau Diethelm-Grob, und der frühern Besitzerin, Frau Dr. Frösch, die mit ihrem Gatten in Herisau praktizierte, reisten wir an die Unglücksstätte und erfuhren den Hergang: Viele Wochen vorher war kein Tropfen Regen mehr gefallen. Alles war ausgedörrt. Am Vorabend war das im angebauten Schopf improvisierte Badezimmer benutzt worden. Das Abzugsrohr des Holzbadeofens führte durch die Hauswand direkt ins Freie, nahe dem uralten, dunkelbraun gefärbten Schindelschirm der Westseite des Hauptgebäudes. Hier muß ein Funke gezündet haben.

Wie nun die Vorsteherin, als umsichtige Hausmutter, am Abend ihre letzte Runde vornahm, entdeckte sie das Feuer, stürzte sich geistesgegenwärtig von Zimmer zu Zimmer, weckte die Gäste und warf das noch warme Bettzeug samt Matratze zum Fenster hinaus. Nach einer Stunde waren von dem stolzen Barockbau nur noch die Grundmauern übriggeblieben. Einige nächtliche Touristen, unterwegs zur Hochalp, leisteten Hilfe. Der Feuerwehr verblieb nur die Aufgabe, das nahe Pächterhaus mit der Scheune zu schützen.

Unsere Gäste hatten sich, nur notdürftig bekleidet, in die Nachbarschaft retten können.

Innert acht Monaten sind damals noch zwei andere Anstalten, in der Luftlinie nur wenige Kilometer entfernt, ein





**Die Körperkultur stand bei den alten Griechen auf hoher Stufe. Wie leicht wird sie uns durch die modernen sanitären Anlagen gemacht.**

**Hch. Kreis**

**Sanitäre Installationen, St. Leonhard-Straße 13**



Diese alte St.Galler Münze diente unseren Vorfahren als gültiges Zahlungsmittel. Heute jedoch bedient man sich für kleinere wie größere Transaktionen eines Bankinstitutes, am besten der

Schweizerischen Kreditanstalt

St. Leonhard-Straße 3, beim Broderbrunnen

St.Gallen

Raub der Flammen geworden: bei Lichtensteig das Kinderheim Hochsteig, das die Hausmutter verlor, da sie sich ein letztes Mal ins Haus zurückwagte, weil ihr ein Kind fehlte, und das Armenhaus Wattwil, das im harten Winter zwanzig Insassen betrauern mußte, die sich in der Todesangst in den Kästen verborgen hatten.

Wie ich nun die Ruinen besichtigte, zupfte mich ein kleines, schluchzendes Mädchen am Rock: Ich bin das Didaly. Im Mädchenheim Wienerberg haben Sie mich als Hausärztin oft behandelt. Gestern abend erst kam ich in den Auboden, um hier meine allerersten Ferien zu erleben. Jetzt ist mir alles verbrannt. Kurzerhand nahm ich das Didaly mit mir nach Hause, wo es dann mit meinen Kindern seine Ferien genoß.

Nach meinem Zeitungsaufruf flossen uns reichlich Gaben zu an Geld und Kleidern, die ausreichten, alle Gäste für ihre Verluste zu entschädigen. Auch Didaly konnte ich neu ausstatten, sogar mit einem neuen Jaquettkleid als Ersatz für das verlorene, das sie schmerzlich betrauerte. Schüchtern meinte sie zuletzt: Etwas fehle ihr noch, sie wage es fast nicht zu sagen – eine Häkelarbeit! Auch diese wurde ersetzt.

Der Aubodenbrand bot mir damals Anlaß, mit dem Kommandanten der sanktgallischen Feuerwehr auch unser Säuglingsheim an der Volksbadstraße betreffend die Feuergefahr zu untersuchen, und sofort wurden all seine Ratschläge befolgt. Die Unterseite der Treppenstufen wurde verschalt; ich inszenierte Übungen im Feuerdrill, damit im Notfalle das Personal befähigt wäre, unser kostbarstes Gut, die Kinder, ins Nebengebäude zu retten. Dabei erfuhr ich auch, daß die Rettung aus einem raucherfüllten Treppenhause oft noch gelingt, wenn man, flach auf dem Bauche liegend, den Kopf oben, hinunterkriecht, weil der Rauch nach oben steigt und über dem Boden meist noch etwas Atmungsluft zurückläßt.

Mit den zwanzig geretteten Matratzen zog die Aubodenfamilie in die «Krone» in Ebnet, um dort den Ferienbetrieb

aufrechtzuerhalten, bis im Jahre 1920 der neue Auboden als modernes Betonhaus, im alten, klassischen Stile erbaut, seine gastlichen Tore wieder öffnen konnte.

Der Auboden war seinerzeit errichtet worden von der ungarischen Witwe eines Offiziers des Klosters St.Gallen, wie es uns eine Urkunde im Kloster Magdenau überliefert hat. Dreimal wurde er ein Raub der Flammen. Aus einem Schutthaufen habe ich nach dem Brande noch ein altes Kellerfensterchen gerettet, mit runden, in Blei gefaßten, sogenannten «Mondscheiben», das ich später in meinem 250 Jahre alten Ferienhäuschen in Preda am Albula, zwischen Suler und Keller, zweckmäßig als Andenken einbauen konnte.

Umsonst gaben wir uns alle Mühe, eine Liegenschaft in der Ostschweiz zu kaufen, die uns den verlorenen Auboden hätte einigermaßen ersetzen können. Und so entschlossen wir uns zuletzt, trotz der teuern Zeit, das Haus im selben Stil auf den alten Fundamenten wieder neu aufzubauen. Mit einer Sammlung brachten wir etwa 100000 Fr. zusammen. Im Jahre 1920 konnten wir den vergrößerten Neubau in Anwesenheit von Herrn Landammann Riegg mit einer würdigen Feier einweihen und das gastliche Tor für Ferien- und Erholungsbedürftige wieder öffnen.

Leider ist unser Auboden heute noch immer mit etwas mehr als 100000 Fr. Schulden belastet. Der größte Wunsch meines achtzigsten Geburtstages ist der, daß jetzt und künftighin recht zahlreiche Einzahlungen an den Auboden erfolgen, die ich wie persönliche Geschenke auffasse und immer herzlich verdanke.

FRAU DR. MED. IMBODEN-KAISER